



TAUWETTER

*... franziskanische Zeitschrift für Gerechtigkeit,
Frieden und Bewahrung der Schöpfung*



G*TT WIRD MENSCH

Redaktion Tauwetter

Peter Amendt OFM, Dinko Aracic,
Stefan Federbusch OFM, Jürgen Neitzert OFM
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Jürgen Neitzert OFM

Sie erreichen uns

Redaktion Tauwetter
Redaktionsleiter Stefan Federbusch OFM
Deutsche Franziskanerprovinz
St.-Anna-Str. 19, 80538 München
tauwetter@franziskaner.de
www.tauwetter.franziskaner.de

Gestaltung

kipconcept gmbh, Bonn

Titel

Andreas Brands OFM

Dankeschön

Tauwetter finanziert sich ausschließlich aus Spenden.
Wir möchten uns an dieser Stelle ausdrücklich bei allen bedanken,
die mit ihrem Beitrag diese franziskanische Zeitschrift mit
dem Schwerpunkt „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der
Schöpfung“ unterstützen.

Redaktion Tauwetter

Stadtparkasse Düsseldorf
IBAN: DE 43 3005 0110 0010 1308 96
SWIFT/BIC: DUSSEDDXXX

Editorial

Greccio ist in der Franziskanischen Familie zum Synonym für das Weihnachtsgeschehen geworden, das Franz von Assisi 1223 dort in Szene gesetzt hat.

Gott wird Mensch.

Was für uns als Christen so selbstverständlich klingt, ist für Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen bis heute nicht nachvollziehbar.

Gott wird Mensch.

Was bedeutet dies konkret für mein Gottesbild, für mein Menschenbild und für mein Christsein?

Während sich die letzte TAUWETTER-Ausgabe zur „Synodalität“ schwerpunktmäßig mit dem Aspekt von Macht und Dienst befasst hat, geht es in dieser Weihnachtsausgabe im Sinne der Themen des Synodalen Wegs um den Aspekt von Leiblichkeit und Sexualität.

G*tt wird Mensch.

Die TAUWETTER-Redaktion wünscht allen ein sinnen-volles Weihnachtsfest und eine gelingende Menschwerdung auch im Jahr 2024.

In Verbundenheit salus et pax – Heilsames und Frieden!

Inhalt

Anfragen	5
<i>Andreas Brands OFM</i>	
800 Jahre Krippenfeier von Greccio	
Franziskus inszeniert das Weihnachtsgeschehen	6
<i>Stefan Federbusch OFM</i>	
G*tt wird Mensch	
Warum ein Stern so provoziert	13
<i>Stefan Federbusch OFM</i>	
Von der Sexualmoral zur Beziehungsethik	
Perspektiven Kirche und Sexualität	17
<i>Stefan Federbusch OFM</i>	
Queer in Church	
Wie ich mir eine divers-bejahende Kirche wünsche	25
<i>Norbert Lammers OFM</i>	
Buchbesprechung	
Gott <i>queer</i> gedacht	29
<i>Stefan Federbusch OFM</i>	
Buchbesprechung	
Von der Zärtlichkeit Gottes	35
<i>Dinko Aracic</i>	

Anfragen

Was ist das für ein Gott,
der außerhalb der Komfortzonen des Lebens Mensch wird?

Hätte es für Gott nicht eines anderen Ortes bedurft
als diese tierische und unheimliche Unterkunft?

Gab es nichts Anderes
als diese Unbehaustheit und Armut?

Oder:
musste er nicht genauso geboren werden?

Am Rande?

Am Weg?

Dort, wo es nach Erde riecht,
nach Tier stinkt, nach Heu duftet?

Gott scheint sich nicht zu schade zu sein,
diesen Platz für sich zu wählen ...

Andreas Brands OFM

800 Jahre Krippenfeier von Greccio

Franziskus inszeniert das Weihnachtsgeschehen

Stefan Federbusch OFM

***Wer hat eigentlich die Weihnachtskrippe erfunden?
Als ein Urheber wird Franz von Assisi benannt. Aber stimmt das?
Ein Blick auf das, was vor 800 Jahren geschah...***

Weihnachten – das beliebteste Fest ist kaum vorstellbar ohne Krippe. Im persönlichen Rahmen ist es Jahr für Jahr zumeist dieselbe Darstellung, die hervorgeholt und liebevoll aufgebaut wird. Eine Krippe, die häufig zur Familientradition gehört und an Kindertage erinnert. Figuren, die schon die Eltern und Großeltern aufgestellt haben in Erinnerung an ein Ereignis, das vor gut 2000 Jahren stattfand. Selbst für die Menschen, bei denen der Glaube verdunstet ist oder die gar „religiös unmusikalisch“ sind, haben die Krippen zumindest eine kulturelle Bedeutung.

Faszination Krippe

„Krippchen gucken“ gehört für viele zum Programm in der Advents- und Weihnachtszeit, da es die Darstellung der Geburt Jesu in so vielen unterschiedlichen Varianten und Größen gibt. Von einer winzigen Nusschale bis zu lebensgroßen Figuren und raumfüllenden Landschaften ist alles dabei. Ebenso von einer möglichst historisch getreuen Umsetzung bis hin zu inkulturierten Formen, bei der sich das Geschehen in der jeweiligen Zeit, an den jeweiligen Orten und mit den jeweiligen Menschen in entsprechender Kleidung abspielt.

Was uns heute so selbstverständlich erscheint, ist erst im Laufe der Jahrhunderte gewachsen. Kirchlich gesehen hatte das Weihnachtsfest in den ersten drei Jahrhunderten keine Bedeutung. Theologisch entscheidend war das Osterfest mit der Auferstehung. Somit gab es auch keine Krippendarstellungen. Wann genau die ersten Krippen entstanden, lässt sich nicht exakt sagen. Zumindest begann der Brauch in Italien und kam erst Ende des 16. Jahrhunderts nach Deutschland. Die 1562 am Hauptaltar in der Jesuitenkirche St. Klemens in Prag aufgestellte Weihnachtsdarstellung gilt als die erste Krippe nördlich der Alpen.

Eine Blütezeit bildete die Barock-Zeit. Die Krippe wurde zum Mittel der Gegenreformation, gefördert vor allem durch den Jesuiten- und den Franziskanerorden. Als Andachtsgegenstand diente sie der religiösen Unterweisung. Zunächst in den Kirchen und Klöstern beheimatet, dauerte es eine Weile, bis die Krippe als religiöse Volkskunst Einzug hielt in die Privathäuser und Wohnungen der Menschen. Ihre Erfolgsgeschichte hat sie ihrer Anschaulichkeit zu verdanken. Auch wer nicht lesen kann, sieht hier das Wesentliche mit eigenen Augen. Das Sichtbare prägt sich mehr ein als das nur Gehörte. Es rührt vor allem emotional mehr an und verinnerlicht das Geschehen.

Weihnachten in Greccio

Als „Erfinder“ oder zumindest „Vater der Krippe“ wird häufig der Hl. Franziskus von Assisi (1181 – 1226) angesehen. Dies liegt an dem Ereignis, dass im Jahre 1223 stattgefunden hat und dessen 800-jährigen Jubiläum in diesem Jahr gedacht wird. Drei Jahre vor seinem Tod bittet Franziskus einen guten Bekannten namens Johannes, die Geburt des Kindes im Stall von Betlehem anschaulich werden zu lassen. Dies nicht in einer Kirche, sondern in einer Felsgrotte in einem Waldstück oberhalb des kleinen Dorfes Greccio, einer Ortschaft im Rietital rund 90 km nördlich von Rom. Franziskus wollte die Armut und Demut dessen nachempfinden, der als Kind mitten unter den Menschen geboren wurde. *„Ich möchte nämlich das Gedächtnis an jenes Kind begehnen, das in Betlehem geboren wurde, und ich möchte die bittere Not, die es schon als kleines Kind zu leiden hatte, wie es in eine Krippe gelegt, an der Ochs und Esel standen, und wie es auf Heu gebettet wurde, so greifbar als möglich mit leiblichen Augen schauen“* (1 C 84,8).

Inszenierung, aber kein Krippenspiel

Dazu lässt er eine Krippe mit Heu herbeibringen und einen lebendigen Ochsen und einen Esel. Mehr allerdings auch nicht. Überraschenderweise fehlt die „Heilige Familie“, es gibt weder Maria noch Josef, ja nicht einmal das Jesuskind. Auch gibt es keine Hirten und Schafe, keine Engel und keine Könige. Die Darstellung ist äußerst schlicht. Aber genau das ist es, worauf es Franziskus ankommt. Der große Gott, der sich klein macht, wird für uns am Weg geboren, wie Franziskus es in seinem Weihnachtspsaln zum Ausdruck bringt. Der All-Mächtige wird zum Ohn-Mächtigen. Er inkarniert sich, er fleischt sich ein in die Gebrechlichkeit und Verletzlichkeit von uns Menschen. Die In-Szene-Setzung, die Franziskus vornimmt, ist also kein klassisches „Krippenspiel“, wie wir es heute als „Theater-spiel“, als „Nachspiel“ der biblischen Beschreibung der Geburtsgeschichte des Evangelisten Lukas kennen. Aber es ist der geniale Einfall eines begnadeten Poverello, dessen Kreativität und Emotionalität dazu diente, die Menschen zu faszinieren und das Evangelium sinnenträchtig lebendig werden zu lassen.

Verknüpfung mit der Eucharistie

Die Intention, die Franziskus mit seiner Art der Darstellung wählt, wird in dem deutlich, was den weiteren Verlauf des Geschehens bestimmt. Über der Krippe wird nämlich ein Altar errichtet und die Eucharistie gefeiert. Franziskus singt dabei das Evangelium, die frohe Botschaft der Heiligen Nacht. Dann predigt er den Anwesenden über die Geburt des armen Königs und bricht in lieblichen Lobpreis über die kleine Stadt Betlehem aus. Franziskus beschäftigt die Frage, wie wir Gott in dieser Welt sehen können. Und da haben wir keine andere Möglichkeit, wie ihn in den unscheinbaren eucharistischen Gaben von Brot und Wein wahrzunehmen. *„Nichts haben und sehen wir nämlich leiblich in dieser Welt von ihm selbst, dem Allerhöchsten, als den Leib und das Blut, die Namen und Worte, durch die wir geschaffen und vom Tode zum Leben erlöst sind“*, schreibt Franziskus im Brief an die Kleriker (BrKI 2-3). Sie gilt es deshalb besonders zu verehren. Diese Verehrung betont Franziskus in seinen Briefen an die Priester, die Kustoden, den Orden und an die Gläubigen.

In der Eucharistie ergibt sich ein Wechselspiel von Geben und Empfangen. Im Brief an den Orden schreibt Franziskus: *„Seht die Demut Gottes und schüttet*

vor ihm eure Herzen aus! Demütigt auch ihr euch, damit ihr von ihm erhöht werdet! Behaltet darum nichts von euch für euch zurück, damit euch ganz aufnehme, der sich euch ganz hingibt!" (BrOrd 28-29) Gott soll uns aufnehmen, wenn wir ihn aufnehmen. Das bedeutet für Franziskus, dass wir Verlobte, Geschwister und Mütter unseres Herrn Jesus Christus sind und zwar: „Seine Verlobten sind wir, wenn die gläubige Seele durch den Heiligen Geist mit Jesus Christus verbunden wird. Seine Geschwister sind wir ja, wenn wir den Willen seines Vaters tun, der im Himmel ist. Seine Mütter sind wir, wenn wir ihn durch die Liebe und ein reines und lauterer Gewissen in unserem Herzen und Leibe tragen; wir gebären ihn durch ein heiliges Wirken, das anderen als Vorbild leuchten soll“ (2 BrGl 51-53). Jede Christin wird zu einer Gottesgebälerin, jeder Christ zu einem Gottesgebärer, wenn wir Jesus Christus aufnehmen und im Herzen tragen und ihn durch gute Taten der (Nächsten)Liebe in der Welt gebären. Franziskus würde in seiner Demut wohl nicht so weit gehen, wie es die Ostkirche tut, wenn sie von der Theosis des Menschen, der Vergöttlichung spricht. Auf tief sinnige Weise hat der Priester und Maler Sieger Köder (1925-2015) das von Franziskus inszenierte Ereignis Mitte der 90er Jahre im Kinderdorf von Ellwangen ins Bild gesetzt. Auf der Krippe mit Stroh ein weißes Altartuch, darauf Messbuch, Kelch und Hostienschale. Der Priester kniet davor und hält die Hostie in die Höhe. Dahinter steht Franziskus mit dem Jesusknaben in den Händen, der seine Arme kreuzförmig ausgebreitet hat. Die Hostie optisch genau zwischen den beiden Händen von Franziskus unterhalb der Brust des Kindes. Eine geniale künstlerische Verknüpfung dessen, was Franziskus intuitiv erkannt und gefeiert hat.

Krippe und Kreuz

Franziskus schlägt mit seinem Weihnachtsgeschehen den Bogen von Krippe und Kreuz. Seine Verehrung galt dem menschengewordenen und dem leidenden Gott. „Vor allem war es die Demut der Menschwerdung Jesu und die durch sein Leiden bewiesene Liebe, die seine Gedanken derart beschäftigten, dass er kaum an etwas anderes denken wollte“ (1 C 84,3). Die Demut Gottes zeigt sich in der Art seiner Menschwerdung in einem Futtertrog, in der Art seines Sterbens am Kreuz und in der Art seiner bleibenden Gegenwart in den unscheinbaren Gaben von Brot und Wein. Darüber staunt Franziskus immer wieder: Gott bleibt nicht der ferne thronende Herrscher, unerreichbar und unberührbar. Gott ist ein heruntergekommener Gott auf Augenhöhe. Gott kommt uns Menschen nah, hautnah

sozusagen und verzehrbar. Er fleischt sich in unsere Menschlichkeit und wir fleischen uns in seine Göttlichkeit, indem wir ihn empfangen: spirituell im Herzen und ganz leiblich-körperlich im Magen. Gott bleibt für Franziskus in seinen Gebeten der „Höchste“, aber er ist zugleich das Gute, das „höchste Gut“, das sich dem Menschen liebevoll zuwendet. Das möchte er den Anwesenden an Weihnachten vermitteln. Deshalb wird Weihnachten für ihn zum „Fest aller Feste“. Es ist der Ausgangspunkt und die Voraussetzung für Ostern, für das Geschehen der Auferstehung. Krippe und Kreuz sind aus demselben Holz geschnitzt.

Ochs und Esel als Friedensbotschafter

Warum Franziskus Ochs und Esel als lebendige Protagonisten auftreten lässt, die in der Kindheits Erzählung des Lukas nicht auftauchen, bleibt spekulativ insofern, da wir nicht wissen, welche biblischen Quellen er kannte. Zumindest erstaunt es, dass so große Tiere wie Ochs und Esel an einer Eucharistiefeyer teilnehmen – einzig der Esel darf heutzutage bei der Palmprozession in die Kirche. Die Tierliebe von Franziskus als Begründung zu nehmen, greift vermutlich zu kurz. Ochs und Esel werden in der patristischen Tradition als Symbole für die jüdische Religion und für die heidnischen Völker gesehen. Das Heu wird mit der Hostie auf dem Altar verbunden. Da, wo Tiere ihre Nahrung finden, wird nun den Menschen das Brot des Lebens gereicht. Der Mönch und Abt des Benediktinerklosters Reichenau Walahfrid Strabo (gest. 849) schreibt: „Die Aussage ‚Er wurde in eine Futterkrippe gelegt‘, bezieht sich auf den Leib Christi auf dem Altar. Ochse und Esel an der Krippe Christi stehen für die Völker und die Juden, die über dem Altar zusammenfinden.“

Die eucharistische Deutung lässt sich somit auf die interreligiöse Deutung erweitern: Auch Juden und Heiden soll das göttliche Brot des Lebens zukommen. Während die römische Kirche zurzeit von Franziskus permanent zum Kreuzzug aufrief und in jeder Eucharistiefeyer für einen Erfolg gegen die gottlosen Heiden beten ließ, suchte Franziskus das Gespräch mit dem Sultan und ließ sich von der Gebetsweise der Muslime inspirieren. Im Missionsstatut der nicht bestätigten Regel von 1221 ist klar festgelegt, dass die Brüder in demütiger und friedfertiger Weise unter den Andersgläubigen leben und wirken sollen. Möglicherweise findet sich hier ein stiller Protest von Franziskus, dass das Missionsstatut in der kurz zuvor am 29. November 1223 vom Papst bestätigten Regel

massiv zusammengekürzt wurde. Ochs und Esel markieren die geschwisterliche Verbundenheit von Franziskus mit der gesamten Schöpfung und seine gewaltlose Friedensliebe zu allen Menschen.

Eine subversive Krippenfeier

Die Art und Weise dieser auf den ersten Blick so harmlos erscheinenden paraliturgischen Feier verstieß gegen einige kirchlich-liturgische Anordnungen: dass sie im Wald statt in der Kirche stattfand, dass die Eucharistie über der Krippe statt auf einem Kirchenaltar gefeiert wurde, dass an ihr Tiere teilnahmen, dass Ochs und Esel möglicherweise auf den Frieden zwischen den Religionen und Völkern verweisen sollten, all das gibt dem Weihnachtsgeschehen von Greccio einen subversiven Touch. Typisch Franziskus, der seine Kirchenkritik nie verbal, sondern stets durch seine (Zeichen)Handlungen äußerte.

Challenge für heute

Der Chronist von damals berichtet, dass einer der Beteiligten eine Vision gehabt habe, in der er in der Krippe einen leblosen Knaben liegen sehen. Zu diesem sah er Franziskus hinzutreten und das Kind wie aus tiefem Schlaf erwecken. Dazu merkt er an, dass diese Vision gar nicht unzutreffend sei, *„denn der Jesusknabe war in vieler Herzen vergessen. Da wurde er in ihnen mit Gottes Gnade durch seinen heiligen Diener Franziskus wieder erweckt und zu eifrigem Gedenken eingepägt“* (1 C 86,8).

Papst Franziskus hat mit seinem Schreiben *Admirabile signum* (2019) dazu ermutigt, Krippen „am Arbeitsplatz, in Schulen, Krankenhäusern, Gefängnissen, an öffentlichen Plätzen“ und ganz besonders „in unseren Familien aufzustellen“. Sie sollen mit „kreativem Einfallsreichtum“ gestaltet sein. Der Papst hält eine Betrachtung der Krippenszenarie und ihrer vertrauten Figuren wie auch weiterer Zugaben: Sterne, Ruinen, Berge, Bäche, Schafe, Hirten, Engel, Grotte, Stall, Herodespalast, Könige oder Weise, Bettler, Musiker, Bäcker, Schmied, Wasserkrüge tragende Frauen, Josef, Mutter und Kind. Das Schreiben endet mit der Ermutigung, an vielen Orten und in vielen Formen „die Krippe von der Liebe Gottes“ erzählen zu lassen und „in der Schule des heiligen Franziskus“ mit

offenem Herzen „aus dem Staunen“ zum dankbaren Beten zu gelangen. Wenn Papst Franziskus feststellt, dass Bruder Franziskus Greccio als „Ort der ersten Krippendarstellung“ gewählt habe, so ist dies wie erläutert nur die halbe Wahrheit. Der Poverello aus Assisi hat eine bewusst schlichte Darstellung gewählt, um das Geschehen in die Lebenswelt der Menschen von damals zu transportieren.

Ein Medienbericht heute würde von einem Event unter freiem Himmel bzw. in einer Höhle berichten und einer Challenge, einer besonderen Herausforderung, das Weihnachtsfest für heute zu gestalten. Traditionell ist es noch immer die Krippe, die Kinder und Erwachsene gleichermaßen fasziniert. Es bleibt jedoch die Frage, wie heute das Weihnachtsgeschehen so lebendig werden kann, dass die Menschwerdung Gottes die Herzen bewegt, dass es nicht nur bei einem sentimental „Krippchen gucken“ bleibt, sondern daraus eine Nachfolge in den Fußspuren Jesu wird, die gestärkt durch die Eucharistie das Kreuz im Blick behält und im Sinne der frohen Botschaft Jesu Christi durch konkrete Taten Gottes neue Welt mitgestaltet.

G*tt wird Mensch

Warum ein Stern so provoziert

Stefan Federbusch OFM

Weihnachten verbindet sich mit dem Stern von Betlehem. Ein Licht erstrahlt über dem Ort, an dem Gott Mensch wird. Ein Stern markierte nicht nur damals, sondern auch heute in der Geburtskirche von Betlehem den Punkt, an dem sich Gott in diese Welt inkarniert, einfleischt. „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Gott wird Mensch – das ist die von allen geteilte frohe Botschaft der Heiligen Nacht.

Gott wird Mensch. Es heißt nicht: Gott wird Mann. Nüchtern wird man(n) sagen müssen: Als Frau hätte er auch keine Chance gehabt in einer patriarchalen Gesellschaft und man(n) könnte zugleich fragen, ob er sie denn heute hätte, wenn die Botschaft lautete: Gott wird Mensch, Gott wird Frau? Vermutlich nicht ...

Nun heißt es aber: Gott wird Mensch. „Er kommt aus seines Vaters Schoß und wird ein Kindlein klein. Er liegt dort elend, nackt und bloß in einem Krippelein, entäußert sich all seiner Gewalt, wird niedrig und gering und nimmt an eines Knechts Gestalt, der Schöpfer aller Ding“ (Nikolaus Hermann um 1560).

Aus der Herrlichkeit in die Niedrigkeit. Vom Himmel auf die Erde. Vom Königsthron in die Krippe. Von der Allmacht in die Ohnmacht. Von der Vollkommenheit in die Verletzlichkeit. Gott wird Mensch.

Unsere inneren und äußeren Bilder von ihm sind sehr verschieden. Dass der „holde Knabe im lockigen Haar“ vielleicht nicht ganz dem jüdischen Kind entspricht, was im damaligen Palästina geboren wurde, ist den meisten vermutlich zumindest theoretisch klar.

Irritierend mag da für die meisten die in Wien befindliche Darstellung des Jesuskindes von Jan Gossaert in seinem Bild „Madonna mit Kind“ von 1525 sein. Ein ziemlicher Wonneproppen, allerdings mit stark ausgeprägten weiblichen Brüsten. Das Bild trägt die Unterschrift „Das göttliche Kind ist nichtbinär“ und illustriert den Beitrag von Hubertus Lutterbach „Wahrer Christus und wahre Christa“ (Herder Korrespondenz 10/2023, 23-25; vgl. auch CIG 43/23). Darin verweist er auf die Kirchenväter Klemens von Alexandrien und Irenäus von Lyon, die von den mütterlichen Attributen Gottes gesprochen haben. „Den Gotteskindern spendet die liebevolle Brust des Vaters die Milch“, so Klemens (gestorben um 215). Und Irenäus (gestorben um 200) schreibt: „Deshalb bot er, das vollkommene Brot des Vaters, sich uns gleichsam wie Kindern als Milch dar – denn das war seine Ankunft als Mensch –, damit wir gleichsam von der Mutterbrust seines Fleisches genährt und durch solche Milchnahrung gewöhnt, imstande sein würden, den Logos Gottes zu essen und zu trinken, das Brot der Unsterblichkeit, das Pneuma des Vaters in uns zu bewahren“.

Bis ins Mittelalter ist von Christi Milch gebenden Brüsten die Rede. Anselm von Canterbury (gestorben 1109) ist dann der erste, der von Jesus als Mutter spricht. In einem Gebet heißt es: „Darum bist Du Meister und Gott, noch mehr Mutter“. Bei Bernhard von Clairvaux (gestorben 1153) stehen die Brüste Christi für die „Langmut des geduldigen Zuwartens“ und die „Bereitwilligkeit zur Vergebung“. Am eindrücklichsten ist es dann die Reklusin und Mystikerin Juliane von Norwich (gestorben nach 1416), die von Jesus als Mutter spricht: „Jesus ist unsere wahre Mutter in unserer Erschaffung, und er ist unsere Mutter durch die Gnade; denn er nahm unsere Natur an“.

Festzuhalten ist, dass die kirchliche Tradition eine geschlechtliche Vieldeutigkeit der Person Jesu beinhaltet. Aus ihr wird auch für Leitungsverantwortliche ein „mütterlicher“ Zug abgeleitet. „Die Charakterisierung von Kirchenmännern mittels mütterlicher Eigenschaften ist als eine für das 12. Jahrhundert charakteristische, im Kontext des klausurierten Klosterlebens wurzelnde Besonderheit zu sehen.“ Bernhard ruft die Äbte auf, „dass ihr die Mütter, nicht die Herren eurer Untergebenen sein sollt“.

Die amerikanische Theologin Sarah Coakley spricht von einer „Verflüssigung der Geschlechter in das Göttliche hinein“ (vgl. Coakley, Macht und Unterwerfung, Gütersloh 2007). In der Frage „Kann eine Frau Christus repräsentieren?“

– also der Frage nach der Priesterweihe der Frau – greifen Matthias Remenyi und Thomas Schärfl diese Überlegungen auf in ihrem Buch „Normativität – Plausibilität – Ikonizität: Überlegungen zur Frauenordination“ (Freiburg 2021). „Der Christus, den der Priester repräsentieren soll, ist immer auch der verherrlichte Christus, dessen Realität ikonisch nur ineinander verflüssigte Gender-Stereotypen zu bezeichnen vermögen.“ Warum also sollten nicht auch Frauen diesen verherrlichten Christus repräsentieren können, „wenn man ihn sich in seiner Menschlichkeit und Göttlichkeit als jemanden vorstellt, der Anteil hat an der Verflüssigung der Geschlechter in das Göttliche hinein – er sich also gar nicht als ein „biologischer Mann“ fassen lässt?“ (Lutterbach, 26).

Zurück zu der Frage, warum ein Stern so provoziert.

Die Katholische Junge Gemeinde (KJG) hatte sich 2021 gefragt, wie sie die Vorstellung eines männlich patriarchalen, weißen Gottesbildes überwinden könnte und den Vorschlag Gott* ins Spiel gebracht. Auf der Bundeskonferenz im Frühjahr 2022 wurde entschieden, zukünftig Gott+ zu schreiben, um die Vielfalt der Gottesbilder zum Ausdruck zu bringen.

Der * steht somit für Vielfalt. In Kombination mit der Genderthematik bzw. als „Genderstern“ löst er aus unterschiedlichen Gründen bei vielen Menschen Aversionen und Aggressionen aus.

An dieser Stelle geht es allerdings weder um eine geschlechtergerechte Sprache noch um die Gender-Diskussion, ob Geschlecht sozial konstruiert ist oder nicht, sondern um den Aspekt der Diversität, um die Fülle unterschiedlicher Geschlechter. Theologisch gesprochen: Wenn der Mensch ein Ebenbild Gottes ist – wie es die Bibel im Buch Genesis beschreibt –, dann muss sich umgekehrt auch in Gott diese Fülle und Vielfalt widerspiegeln. Was aber bedeutet das dann für Identität? Für die Identität des Menschen und für die Identität Gottes?

„Gott ist queer!“

Mit dieser Aussage überraschte der evangelische Pfarrer Quinton Ceasar aus Wiesmoor in seiner Predigt auf dem 38. Evangelischen Kirchentag in Nürnberg. Der darauf einsetzende exorbitante Shitstorm war zu erwarten angesichts

des derzeitigen Kulturkampfes um Geschlechterfragen. Die Queer-Community hat für sich einen Begriff gewählt, der ursprünglich ein Schimpfwort war und ihn für sich positiv umgedeutet. Für sie steht er für bunt, vielfältig, weltoffen, tolerant, freiheitsliebend und somit antidiskriminierend. In der Wahrnehmung von außen – etwa bei den Christopher Street Days (CSD) – wird die Bewegung als schrill empfunden. Vielen – auch im christlichen Bereich – gilt sie als (über)sexualisiert, ja gar „pervers“. Alles, was mit Queer in Verbindung steht, ist dann Synonym für Sittenverfall und somit abzulehnen.

Ist die Aussage „Gott ist queer“ eine Festlegung und Einschränkung Gottes, eine Rückprojektion menschlicher Verhältnisse, gar eine Beleidigung Gottes? Geht es hier im Sinne der Identität um die Alternative: «Gott IST cis-männlich-hetero» versus «Gott IST LGBTIQ+»?

Quinton Ceasar hat auf die Frage, wie er selbst den Satz «Gott ist queer» versteht, geantwortet: „Gott ist viel größer, als wir uns jeweils vorstellen können. [...] Da kann man sich gut an Gott halten, dass Gott die [...] Zweigeschlechtlichkeit selbst sprengt und selbst übersteigt.“ Im Sinne des Bilderverbots (vgl. Ex 20,4) entzieht sich Gott allen geschlechtlichen und anderen Festlegungen. Bereits 1922 hat dies der evangelische Theologe Karl Barth so auf den Punkt gebracht: „Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.“

Deus semper major. Gott ist immer größer, als wir ihn uns denken und vorstellen können. Dafür steht der Stern. Das ruft er vorher. Dafür leuchtet er an Weihnachten über dem Kind von Betlehem.

Gott wird Mensch. G*tt wird Mensch. Gott wird männlich. Gott wird weiblich. Gott wird queer.

Von der Sexualmoral zur Beziehungsethik

Perspektiven Kirche und Sexualität

Stefan Federbusch OFM

Anlässlich des 150. Geburtstags der Hl. Therese von Lisieux (1873-1897) hat Papst Franziskus ein Apostolisches Schreiben „Das Vertrauen“ veröffentlicht, in dem er eine Neuausrichtung der Morallehre fordert. Darin heißt es: „Das Zentrum der christlichen Moral ist die Liebe (...) die Werke der Nächstenliebe sind der vollkommenste Ausdruck der inneren Gnade des Geistes. Am Ende zählt nur die Liebe.“ Er verweist darauf, dass nicht alles gleichermaßen zentral sei und es eine „Hierarchie unter den Wahrheiten der Kirche“ gebe. „Und das gilt sowohl für die Glaubensdogmen als auch für die gesamte Lehre der Kirche, einschließlich der Morallehre.“

Ein zentrales Thema im Kontext der Aufarbeitung sexualisierter Gewalt ist die kirchliche Sexualmoral. Beim Synodalen Weg fiel die Beschlussvorlage „Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft“ (als einzige) bei den Bischöfen durch und erreichte nicht die notwendige Zweidrittelmehrheit.

Seit vielen Jahren wird die kirchliche Sexualmoral diskutiert, da eine riesige Lücke klafft zwischen der Normierung, die sie festschreibt und dem Anspruch, den sie erhebt auf der einen Seite und der gelebten Praxis von Katholikinnen und Katholiken auf der anderen Seite. Hier hilft auch nicht das Argument, dass sie nur besser vermittelt werden muss. Theologisch gilt, dass das kritisch hinterfragt werden muss, was von den Gläubigen nicht rezipiert, also nicht angenommen und gelebt wird. Zu hinterfragen ist somit, worin der massive Plausibilitätsverlust und die Punkte bestehen, die eine Annahme behindern.

Ganz allgemein lässt sich wohl sagen, dass viele Gläubige die Werte, die hinter der kirchlichen Lehre stehen, durchaus teilen. Werte wie Beziehung, Zusammenhalt, Verlässlichkeit, Treue, Solidarität u. ä. werden durchaus auch von Jugendlichen weiterhin ersehnt und geschätzt. Die Problematik liegt somit nicht in den Werten, sondern in den daraus abgeleiteten Handlungsnormen. Aktuell ist die katholische Sexualmoral zu sehr von einer starken Verbotsorientierung und einer einseitigen Handlungsfixierung geprägt.

Der „Missbrauchsskandal“ zeigt die Problematik des Glaubwürdigkeitsverlustes von Kirche als Institution auf, wenn einerseits den Gläubigen Verbote eingeschränkt werden, andererseits Verstöße durch Amtsträger in den eigenen Reihen nicht eindeutig verurteilt und geahndet werden. „Ein jahrzehntelang ignoriertes Reformbedarft erweist sich vor dem Hintergrund des Missbrauchsskandals gar als Reformpflicht“, so Dirk Fischer und Kerstin Schlögl-Flierl (484).

Die Deutsche Bischofskonferenz befasste sich daher auf einem Studientag am 13. März 2019 während ihrer Frühjahrsvollversammlung mit dem Thema „Kirchliche Sexualmoral“. In seinem Vortrag zeigte Prof. Dr. Eberhard Schockenhoff die theologiegeschichtlichen Zusammenhänge auf und verwies auf die Nachwirkungen, die das Verständnis von Augustinus bis heute hat; beispielsweise die negative Sicht der sexuellen Lust und die Unfähigkeit, diese als eine Quelle menschlicher Daseinsfreude positiv zu würdigen. Die Erkenntnisse der Humanwissenschaften verhelfen dazu, die normativen Kurzschlüsse zu vermeiden, die etwa dem ausnahmslosen Verbot jeder nicht auf die Fortpflanzung hin offenen sexuellen Betätigung innerhalb der Ehe unterliegt.

Sexualität wurde aus kirchlicher Perspektive lange auf Fruchtbarkeit und die Weitergabe des Lebens reduziert. Mit dem II. Vatikanischen Konzil kam die Ehe als lebenslanger Liebesbund in den Blick und die Unterstützung, die sich die Ehepartner gegenseitig leisten. Die sogenannten „Ehezwecke“ stellen trotz dieser ganzheitlicheren Sicht aber weiterhin eine Reduktion der Sinndimensionen menschlicher Sexualität dar, die sich als Aspekte Lust, Beziehung, Identität und Fortpflanzung fassen lassen.

Ging bislang die Sexualethik davon aus, dass die einzelne Handlung nur dann vorbehaltlos gebilligt werden kann, wenn sie für die Verwirklichung aller denkbaren Sinnwerte offen ist, so betont ein Großteil der gegenwärtigen Sexual-

ethik, „dass eine verantwortliche Gestaltung menschlicher Sexualität zwar die Integration aller Sinnwerte in das eigene Sexualverhalten fordert, einzelne sexuelle Handlungen aber auch dann bejahenswert bleiben, wenn sie nicht alle Faktoren zugleich realisieren. Das bedeutet: Bei der sexuellen Begegnung eines Paares können einmal mehr die Wünsche des Einen, das andere Mal mehr die Erwartungen des Anderen den Ausschlag geben; nicht jeder Sexualakt muss zeugungsoffen bleiben; auch das lustvolle Erleben des eigenen Körpers (heute oft *self sex* genannt) kann einen verantwortlichen Umgang mit der eigenen Sexualität bedeuten, dann nämlich, wenn jemand allein lebt oder Rücksicht auf den Partner nehmen möchte. Schließlich verwirklichen auch gleichgeschlechtliche Handlungen positive Sinnwerte, insofern sie ein Ausdruck von Freundschaft, Verlässlichkeit, Treue und Hilfestellung im Leben sein können“ (Eberhard Schockenhoff).

„Dabei lassen sich Sinngehalte nur bedingt von außen vorgeben. Sie müssen von den betroffenen Personen als gemeinsam geteilte individuelle Sinngehalte in einem dialogischen Geschehen erarbeitet werden“ (Fischer / Schlögl-Flierl, 486). Damit ist klar, dass die Entscheidungsfindung und letztlich Verantwortung bei den betroffenen Personen liegt und nicht bei einer Institution wie der Kirche. Diese kann sehr wohl eine orientierende, aber keine bevormundende Position einnehmen. Es fällt ja auf, dass die kirchliche Lehre stets die Gewissensentscheidung des Einzelnen betont hat, insbesondere aber im Bereich der Sexualität stark reglementierend agiert hat. Dies wurde durch die Art und Weise der Ausübung des Bußsakraments durch die Amtsträger deutlich, das aus heutiger Perspektive vielfach mit Macht- und geistlichem Missbrauch verbunden war.

Einen Ansatz in Richtung Eigenverantwortung hat Papst Franziskus in seinem Nachsynodalen Apostolischen Schreiben „*Amoris laetitia*“ von 2016 entwickelt. Sein Focus liegt weniger auf der Dogmatik, sondern mehr auf der Pastoral. Im Sinne des Diktums „Die Wirklichkeit ist wichtiger als die Idee“ betrachtet er weniger das Ideal, sondern die Realität. Das bedeutet für ihn, auf die konkrete Lebenssituation und auf den jeweiligen Einzelfall zu schauen. Kritiker wie Kardinal Zen werfen Papst Franziskus vor, auf „diese Weise das für die Seelen sehr gefährliche Chaos der Einzelfallbetrachtung aus[z]ubreiten“.

„Verantwortete Elternschaft meint dann“ für Eberhard Schockenhoff „das Recht eines Paares, gemeinsam ein verantwortliches Urteil über die Zahl der Kinder, die Abstände zwischen den Geburten und das konkrete Mittel der Fami-

lienplanung zu fällen. Da dieses Gewissensurteil auf die gegenseitige Achtung der Partner und auf die Sorge um das Wohlergehen der Kinder verpflichtet ist, stellt Familienplanung auch mithilfe künstlicher Mittel der Empfängnisregelung keinen lebensfeindlichen Akt (wie von den lehramtlichen Verurteilungen unterstellt), sondern einen Dienst am Leben dar.“

Zur Einzelverantwortung kommt hinzu, dass sich die Sinnedimensionen der Sexualität in den unterschiedlichen Lebensphasen verschieden darstellen und gewichten. Eine Ethik, die dies berücksichtigt, wird stärker auf den Weg- und Wachstumscharakter im Bereich Sexualität schauen und dies in ihrem wertenden Urteil berücksichtigen.

Der Paradigmenwechsel besteht in der Veränderung der Sexualmoral hin zu einer Beziehungsethik, die sowohl den Erkenntnissen aktueller humanwissenschaftlicher Forschung als auch der Lebenswirklichkeit der Menschen im 21. Jahrhundert gerecht wird. Es geht um die Qualität der Beziehungen, nicht um einzelne isoliert betrachtete sexuelle Akte. Dabei ist anzuerkennen, dass es in der Lebenswirklichkeit realiter nicht immer gleich um (eine auf Dauer angelegte) Beziehung geht, sondern um die Befriedigung sexueller Bedürfnisse, die auf sehr unterschiedliche Weise erfolgt.

Die zentrale Frage ist, wie das (Menschen)Recht auf sexuelle Selbstbestimmung zu den Lehrinhalten der katholischen Kirche steht. Dabei ist wichtig: „Autonomie bedeutet nicht Autarkie und sexuelle Selbstbestimmung ist nicht Ausdruck einer normbefreiten Willkürlichkeit“ (Fischer/Schlögl-Flierl, 488). Sexuelle Selbstbestimmung beinhaltet moralische Gestaltungsmöglichkeiten und Verantwortungsnotwendigkeiten. Als Menschenrecht ist es einerseits ein negatives Abwehrrecht, das aufgezwungene sexuelle Akte verbietet, andererseits ein positives Anspruchsrecht, über Arten und Zeiten der eigenen gelebten sexuellen Identität zu bestimmen. Beide Rechte werden im Grundtext des Synodalen Weges aufgegriffen, wenn es heißt: „Praktiken sexualisierter Gewalt, des Missbrauchs und des Ausnutzens von Abhängigkeiten und Machtasymmetrien verstoßen in grundlegender Weise gegen das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung. Zur Würde jeder Person gehört das Recht auf freie Zustimmung zu allen personalen Gestaltungsformen sexueller Beziehungen und nicht zuletzt zur Wahl des*der Partner*in sowie das Recht, Nein zu erzwungenen oder aufgenötigten Handlungen zu sagen.“

Dass sexuelle Selbstbestimmung in einem Leben aus christlicher Verantwortung keine absolute Freiheit und Willkür meint, wird in dem Dokument klar benannt, wenn es auf den Beziehungsaspekt des Menschen verweist und auf seine relationalen Bezüge zu Gott und den Mitmenschen. Sexuelles Handeln ist somit immer eingebunden in ein Beziehungsgefüge – im partnerschaftlichen kleinen wie im gesellschaftlichen großen Gesamtgefüge. Auch wenn der Mensch nicht mehr länger primär als Empfänger normativer Vorgaben gesehen wird, so bleibt er in seiner Gewissensentscheidung herausgefordert, in einem Leben aus dem Geist (des Evangeliums) seine Sexualität verantwortungsvoll gegenüber Gott, den Menschen und sich selbst zu gestalten.

Im christliche Sinne schwingt dabei mit, dass der Mensch seine Erfüllung nicht im Selbstbezug, sondern in der Hinwendung zum Anderen findet (Selbstsein im Mitsein). In der griechischen Sprache lassen sich die verschiedenen Aspekte dessen, was wir in der deutschen Sprache nur in dem einen Wort „Liebe“ fassen können, besser differenzieren: der erotische (Eros), der freundschaftliche (Philia) und der schenkende (Agape). Eros ist dabei eher das zentrale Moment einer intimen Beziehung, Philia das einer Freundschaft, in der es stärker auf die geistigen Güter ankommt und Agape das der handelnden Hingabe. Die Kommunikation ist dabei für alle drei genannten Spielarten der Liebe das „Zauberwort“ und ein wesentlicher Faktor des Gelingens.

Sofern die katholische Kirche das (Menschen)Recht auf sexuelle Selbstbestimmung anerkennt, hat dies konsequenterweise zur Folge: „Als Kirche stehen wir in Respekt vor der Selbstwahrnehmung der sexuellen Identität jedes Menschen und verstehen sie als unantastbaren Teil personaler freier Selbstbestimmung“.

Zum Abschluss der Weltsynode stellten die Teilnehmenden fest: „Manchmal sind die vorhandenen anthropologischen Kategorien nicht ausreichend, um die Komplexität dessen zu begreifen, was aus der Erfahrung oder aus der Wissenschaft hervorgeht, und deshalb verlangt das eine weitere Untersuchung. Wir müssen uns die nötige Zeit für diese Reflexion nehmen und die besten Kräfte darauf verwenden und dürfen nicht in vereinfachende Urteile verfallen, die Menschen verletzen oder den Leib der Kirche beschädigen.“ Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Georg Bätzing bezeichnete dies als „enormen Schritt nach vorn“.

In diesem Artikel kann nur schlagwortartig in einigen Thesen wiedergegeben werden, was an Veränderungsbedarf an der katholischen Sexuallehre aus diesen (Vor)Überlegungen folgt und eingefordert werden muss.

1. Es geht um eine positive Grundhaltung zur Sexualität, die sich zentral in einer wertschätzenden Sprache in Bezug auf die Leiblichkeit des Menschen und seine sexuelle Grundbefindlichkeit zeigt. Es geht um den Wandel, Sexualität nicht als bedrohlich, sondern als bereichernd wahrzunehmen.
2. Es geht als Grundprinzip um die Würde der Person. Das ethische Leitprinzip ist die (sexuelle) Selbstbestimmung, nicht eine vermeintlich objektive natürliche Ordnung.
3. Es geht um die menschlichen Erfahrungen und Reflexionen. Die Autorität in Fragen der Sexualmoral sind die Betroffenen selbst, nicht die kirchliche Tradition. Es ist eher induktiv von den Erfahrungen her anzusetzen als deduktiv von den kirchlichen Normen.
4. Es geht um die menschliche (Eigen)Verantwortung und eigene Kompetenz. Sie gilt es zu stärken und den Menschen etwas zuzutrauen, anstatt sie zur Vermeidung zu erziehen und ihr Handeln zu kontrollieren. Es geht um die Ermöglichung von Eigentätigkeit, Teilhabe und Mitverantwortung. Es geht um Wissensbildung und eigenverantwortliche Entscheidungen.
5. Es geht primär um die Wertevermittlung, nicht um (Handlungs)Normen. Im Vordergrund stehen die Werteerhellung und Wertekommunikation, die auf die Lebenswelt der Menschen einget.
6. Es geht um die reale Lebenswelt der Menschen, nicht um von der kirchlichen Sexualmoral definierte (nicht erreichbare) Idealzustände, die eine ganzheitliche Sexualität beschneiden. Dabei sind nach dem Prinzip der Gradualität auch im Bereich der Sexualität Entwicklungsschritte wahrzunehmen und zu berücksichtigen.

7. Es geht um die Mehrdimensionalität von Sexualität in den Dimensionen Identität, Beziehung, Lust und Fruchtbarkeit. Die Reduktion auf Fruchtbarkeit und Nachkommenschaft ist zu überwinden.
8. Es geht um den Eigenwert der Sexualität, der nicht nur im Zweck der Ehe und in der Nachkommenschaft liegt, sondern jeden Menschen in seiner Persönlichkeit und in seiner Beziehungsgestaltung prägt.
9. Es geht um den Primat der Liebe und der personalen Beziehung, um die Würdigung des kommunikativen Aspektes von Sexualität und der damit verbundenen Werte wie Vertrauen und Treue („serielle Monogamie“). Verantwortlich und human gelebte Beziehungen äußern sich nicht nur exklusiv in der Form der heterosexuellen Ehe, sondern in vielen anderen Formen. Konkret geht es um die Anerkennung nichtehelicher Lebensgemeinschaften als Ort der Treue und um die Akzeptanz homosexueller Beziehungen.
10. Es geht um eine differenzierte ethische Bewertung der Handlungen. Es geht konkret um die Akzeptanz von vorehelichen intimen Paarbeziehungen und des Gebrauchs von empfängnisverhütenden Mitteln.
11. Es geht darum, die dunkle Seite der Sexualität zu benennen und sich mit ihr auseinander zu setzen. Gepaart mit Gewalt gibt es zahllose Formen von Missbrauch, die Menschen erniedrigt und schwer schädigt (sexualisierte Gewalt, Vergewaltigung, Frauenhandel, Zwangsprostitution u. a.). Abzulehnen ist jede Form, in der Sexualität als Mittel zum Zweck der Machtausübung instrumentalisiert wird.
12. Die Gestaltung von Beziehung (gerade und besonders die intime Liebesbeziehung) ist eine lebenslange Aufgabe von allen Beteiligten – sie ist Beziehungsarbeit. Es geht um die Entwicklung eines empathischen Spiel- und Freiraums und die Ausbildung einer Beziehungskultur, die durch Empathie, Barmherzigkeit und Versöhnungsbereitschaft geprägt ist.

Literatur

Der Synodale Weg, Vorlage des Synodalforums IV:

„Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft“
(abrufbar unter <https://www.synodalerweg.de>)

Eberhard Schockenhoff, Vortrag bei der Frühjahrsvollversammlung

der Deutschen Bischofskonferenz, abrufbar unter: https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse_2019/2019-038d-FVV-Lingen-Studententag-Vortrag-Prof.-Schockenhoff.pdf

Dirk Fischer / Kerstin Schlögl-Flierl, Relationale sexuelle Selbstbestimmung.

Ein Testfall konkreter Synodalität, in: Stimmen der Zeit 7/2023, 483-494).

Eberhard Schockenhoff, Die Kunst zu lieben. Unterwegs zu einer neuen Sexualethik,
Freiburg 2021.

Christof Breitsameter und Stefan Goertz, Vom Vorrang der Liebe.

Zeitenwende für die katholische Sexualmoral, Freiburg 2020.

Konrad Hilpert, Ehe, Partnerschaft, Sexualität.

Von der Sexualmoral zur Beziehungsethik, Darmstadt 2015.

Queer in Church

Wie ich mir eine divers-bejahende Kirche wünsche

Norbert Lammers OFM

„Zu lange habe ich geschwiegen“, „Ich habe mich immer versteckt“ – so sprechen Menschen, wenn sie sich aus unterschiedlichen Gründen ängstlich oder unsicher fühlen, wenn sie langsam und nur mühsam aus ihren Verstecken herauskommen. Dahinter verbirgt sich die große Not, die Erfahrung klein gehalten zu werden, das Erleben von Diskriminierung. Wenn ich klein gehalten werde, wenn Druck und Macht ausgeübt werden, dann ist das unmenschlich und menschenverachtend – und hat nichts mit der menschenfreundlichen Art des Wanderpredigers aus Galiläa zu tun und ist mit nichts zu rechtfertigen.

Viel zu lange hat die Kirche dies in unbarmherziger Weise getan – und in vielem wird die Institution Kirche immer noch als solche erlebt. Queere Menschen sind und werden immer noch ausgegrenzt. Lehramtliche Aussagen über Homosexualität oder Transidentität sind nach wie vor verletzend. Wo diese Aussagen verletzen und ausgrenzen, müssen sie abgeschafft werden, wenn wir das Denken und Handeln Jesu ernst nehmen. Jesus hat den Kern biblischer Botschaft zum Leuchten gebracht: Denkt größer! Barmherzigkeit und Liebe will ich, nicht Opfer! Im Neuen Testament gibt es viele Erzählungen, die berichten und deutlich zeigen, wie feinfühlig und zuwendend Jesus in der Begegnung mit Menschen ist – und wie er sich denen gegenüber positioniert, die ihre Ruhe haben wollen. Er weist die Pharisäer und Gesetzeslehrer in die Schranken, wo sie den Buchstaben des Gesetzes in den Vordergrund stellen, den Menschen aber in den Hintergrund und ins Abseits drängen. Er stellt den Menschen in die Mitte und lässt ihn seine Würde, die er hat, erfahren.

(...)

Unsere Aktion #OutInChurch ist zu so einer Gemeinschaft geworden. Viele, die sich als queer geoutet haben, sind sichtbar und hörbar geworden. Und dahinter stehen sehr viele Menschen, Namen und Gesichter, die diesen Schritt so noch nicht öffentlich gehen konnten. Gemeinsam sind wir eine starke Gemeinschaft, die nicht klein zu kriegen ist, die weiter (ein)fordert. „Wir sind viele!“ In unserem Manifest heißt es: „Wir sind’s! Es wurde viel über uns gesprochen. Nun sprechen wir selbst.“ Es gab und gibt immer noch Erfahrung von Ausgrenzungen, die nicht verschwiegen werden dürfen. Das Evangelium und die Menschenwürde gebieten es, nicht zu schweigen, sondern aufzutreten und einzufordern. Wo Unrecht geschieht, gilt es, das Unrecht beim Namen zu nennen.

(...)

In der Kirche wird gerne und viel von einer Willkommenskultur gesprochen, wie sie auch in anderen Kontexten gefordert wird. Willkommen zu sein, verbindet sich ja zunächst einmal mit einem guten Gefühl: Ich bin willkommen. Ich darf da sein. Herzlich willkommen! So sagen wir, wenn wir Gäste begrüßen. Es vermittelt das Gefühl: Ich gehöre dazu, wenn auch temporär. Ich frage mich: Wie wirkt das, wenn ich für LGBTIQ+-Menschen in unseren Gemeinden oder Gemeinschaften eine Willkommenskultur entwickle? Das mag sicher gut und ehrenhaft sein. Aber ist das so? Mich beschleicht ein eigenartiges Gefühl und irgendwie transportiert diese Rede auch einen eigenartigen Beigeschmack. Müsste es nicht eher so sein, dass queere Menschen selbstverständlich dazu gehören? Dass sichtbar und spürbar wird: Alle sind geliebte Geschöpfe, niemand ist davon ausgeschlossen? Bisherige Denk- und Verhaltensweisen müssen sich ändern. Da tut sich die Institution Kirche immer noch schwer, auch wenn heute vieles in Diskussion steht. Menschenunwürdige Lehren und Auffassungen im Katechismus, die dem Menschen- und Gottesbild widersprechen, müssen abgeschafft werden. Das wird zu Recht von vielen Gläubigen und kirchlichen Ehren- und Hauptamtlichen gefordert.

(...)

Es braucht eine Kultur der Wahrnehmung und des Respekts, eine Haltung der Zusammengehörigkeit. Jeder Mensch hat eine Würde, jeder Mensch ist von Gott geliebt und bleibt es – unabhängig vom Gelingen und Scheitern

des Lebensentwurfes, unabhängig von Hautfarbe, Religionszugehörigkeit, geschlechtlicher Identität und sexueller Orientierung.

In unseren Gemeinden und Gemeinschaften sollte dies sichtbar gelebt und erfahren werden. Wir brauchen einen Ort, wo wir sein können wie wir sind – und wo jede:r als Bereicherung selbstverständlich und gleichberechtigt leben kann. LGBTQ+-Menschen wollen nicht nur willkommen geheißen werden, sie wollen auch erfahren: Wir gehören dazu, wir sind Kirche! Da ist noch sehr viel Luft nach oben – oder anders ausgedrückt: Da sind wir (immer) noch auf dem Weg. Aber irgendwann möchte jede:r endlich auch mal angekommen sein.

(...)

Ich wünsche mir eine Kirche,
die suchend, interessiert und liebend unterwegs ist,
eine Kirche, der die alltäglich gelebte Liebe wichtiger ist
als die Lehren des Katechismus und die kirchenrechtlichen Normen.

Ich wünsche mir eine Kirche,
die vertrauend aus der schöpferischen Geistkraft Gottes lebt,
die allen in gleicher Weise gegeben ist.

Ich wünsche mir eine Kirche,
die in den Zeichen der Zeit, in den Lebensgeschichten der Menschen
die menschenfreundliche Botschaft Jesu herausliest.

Ich wünsche mir eine Kirche,
in der die Geist-Begabung aller gelebt wird,
in der die gleichberechtigte Würde der Frau sichtbar wird
und allen Klerikalismus überwindet.

Ich wünsche mir eine Kirche,
die nichts und niemanden ausschließt
und die Diversität als Reichtum schätzt und fördert,
wo Menschen wegen ihrer geschlechtlichen Identität
oder sexuellen Orientierung nicht ausgeschlossen werden.

Ich wünsche mir eine Kirche,
die eine Sprache spricht, die wieder verständlich
und menschenzugewandt ist,
in der sichtbar und spürbar wird:
es gibt viele Wege und Formen,
um das Geheimnis Gottes zu feiern
und das Mensch-Sein zu leben.

Alles nur Wünsche oder Träume?
Vielleicht – oder auch nicht!
In einem Lied singen wir nach Worten von Dom Helder Camara:
„Wenn einer alleine träumt, ist es nur ein Traum.
Wenn viele gemeinsam träumen,
so ist das der Beginn,
der Beginn einer neuen Wirklichkeit.
Träumt unsern Traum.“

Träume können Wirklichkeit werden, wo wir ihnen gemeinsam Raum geben und vor allem der Geistkraft Gottes vertrauen. Ich möchte es nicht aufgeben – und du? Lass uns anfangen, dass Träume und Wünsche Wirklichkeit werden!



aus: Norbert Lammers/Stefan Diefenbach,
Queer in Church.

Wie ich mir eine divers-bejahende Kirche wünsche,
© Echter Verlag, Würzburg 2023,
S. 69 – 70; 71; 72 – 73; 76 – 77; 77 – 38.

Mit freundlicher Abdruckgenehmigung des Verlags

Buchbesprechung

Gott *queer* gedacht

Stefan Federbusch OFM

„Abendmahl“ – so lautet der Titel des Bildes der schwedischen Künstlerin Elisabeth Ohlson auf dem Buchcover. „Nattvarden“ zeigt Personen, die sich der eindeutigen Lesbarkeit ihres Geschlechts verweigern. Hineingesetzt in den religiösen Kontext Abendmahl ist es bereits auf den ersten Blick eine Irritation, vielleicht gar eine Provokation. „Es geht hier nicht um Wirklichkeit, sondern um Möglichkeiten, die sie birgt – um die Entdeckung neuer G*ttsgeschichten“ (16).

„Queer“ steht in der heteronormativen Welt für alles, was außerhalb der Norm und somit nicht „normal“ ist. Auch die (katholische) Kirche schließt sich mit ihrer heteronormativen Sichtweise einem negativen Bild von Menschen an, die nicht der Norm entsprechen. In Teilen befördern christliche Kirchen bis heute die Diskriminierung queerer Menschen. Ursprünglich ein Schimpfwort, haben sich queere Menschen den Begriff zu Eigen gemacht und zu einem positiven Selbstverständnis entwickelt.

Der Autor Andreas Krebs stellt mit seinem Werk eine queere Theologie vor. Sie beinhaltet eine konsequente Theologie-Kritik an einem Gottesdenken, das in patriarchaler Verankerung queere Menschen ausgeschlossen hat. Insofern sei Vorsicht geboten vor der Behauptung, die christliche Theologie sei stets queer gewesen, denn sie missachte die zahllosen Opfer christlicher Diskriminierung und Verfolgung. Eine queere Theologie müsse immer rückgebunden sein an die konkreten Erfahrungen queerer Menschen (vgl. 13/14).

In der neuen Einheitsübersetzung finden wir zur vorhergehenden eine Korrektur in der Übersetzung der Schöpfungsgeschichte, wo es nicht mehr

heißt „als Mann und Frau schuf er sie“, sondern „Gott erschuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes erschuf er ihn. Männlich und weiblich erschuf er sie“ (Gen 1,27). Dies eröffnet Raum für mehr als den Standard-Dualismus, für eine Fülle von Geschlechtervarianten. Im Rückschluss auf das Gottesbild heißt das: „Wenn Menschen von männlich bis weiblich und darüber hinaus von G*tt als G*ttes Bild geschaffen sind, dann ist G*tt >er< und >sie< – und hat noch viele weitere Pronomen. G*tt schließt alle Geschlechter ein. Zugleich ist G*tt noch einmal mehr – noch einmal unbeschreiblich, unerfindlich, unergründlich anders“ (22/23). „Gott queer zu denken“, so heißt es auf dem rückseitigen Cover, „schließt darum die radikale Dekonstruktion überkommener religiöser Bilder ein – und eröffnet gerade damit ungeahnte Zugänge zu einem Gott, der*die sich als immer schon anders erweist als von uns gedacht.“

Der Autor verweist darauf, dass die Geschlechterzuschreibungen erst nach der Vertreibung aus dem Paradies im Kontext einer patriarchalen Gesellschaft entstehen. Sie sind mit „Hierarchien und Eigentumsverhältnissen“ verbunden und gehen klar zulasten der Frau(en). Insofern spreche die Bibel, „was Geschlecht und Geschlechterrollen angeht, gerade nicht von einer immergleichen menschlichen Natur“ (32). Für die Vielfalt steht das Kürzel „LGBTIQ*“. Andreas Krebs versteht es mit *. Er verweist auf die jüdische Tradition, Gott als G tt oder G-tt zu schreiben. Der Stern erinnere daran, dass alle Begriffe, die wir von G*tt besitzen, in G*tt umfasst und überboten sind – nicht nur, aber auch Begriffe von Geschlecht. Der * bei LGBTIQ verweise also darauf, dass das Geheimnis des Menschen teilhat am Geheimnis Gottes als seines Ursprungs (vgl. 38).

Ein Wunsch – nicht nur queerer Menschen – ist das Gesehenwerden und die Anerkennung. Aufgrund eigener Unsicherheit werden Vorurteile wie moralische Fragwürdigkeit auf die queere Community projiziert. Der Autor zeigt die Inkonsequenz auf, „Sex außerhalb der heterosexuellen Ehe abzulehnen, sexistische Witze aber lustig und Grenzüberschreitungen verzeihlich zu finden“ (43). Kontrovers wird es bei der Frage der Identität, wenn die >ursprüngliche< Identität eines Menschen als „radikal fremdbestimmt“ (46) gesehen wird, weil die Zuschreibung „Mädchen“ oder „Junge“ vieles determiniert – wie von Judith Butler beschrieben. Queere Menschen bleiben von Heteronormativität also nicht unberührt, sind ihren Mustern aber nicht ausgeliefert. Da eine Identität aber nur als Beziehungsgeschehen denkbar und erfahrbar ist, braucht es die positive Wertschätzung anderer. Die Selbstliebe ist wiederum Voraussetzung

für die Nächstenliebe. Die biblischen Erzählungen sind hier nur begrenzt hilfreich, da sie zumeist im patriarchalen Kontext stehen. Der Kern sowohl jüdischen wie christlichen Verständnisses ist der Satz „Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du“ (Lev 19,18b). Inklusiv gelesen: „Liebe deine*n Nächste*n, denn dein*e Nächste*r ist wie du“ (54). In der Umsetzung gilt: „Geteilte Verletzlichkeit impliziert wechselseitige Verantwortlichkeit, Gewaltlosigkeit und die unbedingte Achtung der anderen Person“ (55).

Innerhalb der queeren Theologie gibt es zwei Richtungen, die der Autor vorstellt. Die eine versucht, queere Anliegen in die traditionelle Theologie zu integrieren (Graham Ward, Sarah Coakley, Elizabeth Stuart), die andere hinterfragt radikal theologische Ideen und Machtstrukturen (Robert Goss, Marcella Althaus-Reid). Die Entwürfe von Ross und Althaus-Reid sind aktivistisch, prangern Gewalt und Unrecht gerade im Christentum selbst an und verweisen – im Glauben an Aufstand und Auferwecktheit – karfreitäglich auf das, was an Unerfülltem *noch aussteht*. Wards Denken ist kontemplativ, sieht im Christentum die Antwort auf den >Nihilismus< dieser Zeit und spricht bei aller Dunkelheit von dem, was *schon da* ist, im Licht österlicher Fülle. Hier Vergewisserung und Trost – dort Zweifel und engagierte Untröstlichkeit“ (96-97). Gemeinsam zielt queere Theologie darauf ab, „Theologie im Ganzen neu zu denken – von der G*tteslehre bis zu den letzten Dingen“ (60).

Robert Goss beispielsweise fordert eine „Dekonstruktion“ des Christentums, das Christus nicht nur durch die Brille des Heteropatriarchats sieht. Im Kontext der griechischen (asketisch ausgerichteten) Philosophie wurde der eifernde, duldsame, zornige und zugewandte Gott des Ersten Testaments zum apathischen, in sich ruhenden Sein. Mit diesem G*tt wurde Jesus eines Wesens. „Die Männlichkeit Jesu wurde benutzt, um eine Frauenfeindlichkeit, die in Kirche und Gesellschaft grassierte, zu rechtfertigen“ (66). Diesen „kirchlichen“ Christus gilt es zu dekonstruieren und den Christus aufzuzeigen, der gegen jedweden Machtmissbrauch Gottes neue Welt aufzeigt. An Ostern habe G*tt diese Praxis bestätigt. „In seiner Solidarität mit uns hat Gott an Ostern Jesus queer gemacht“ (69). Für Marcella Althaus-Reid ist der queere G*tt überall dort, „wo es den Mut gibt, zu glauben, dass G*tt voll und ganz unter Ausgegrenzten gegenwärtig ist. G*tt hat ein Comingout, wenn G*tt aus heteronormativer Theologie ausbricht, wenn G*tt die Grenzen der politisch-sexuellen Ideologien sprengt“ (83).

Der Theologe Graham Ward stellt in seiner Theologie der „transcorporeality“ den eschatischen Leib Jesu in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. „Gerade in seiner Materialität ist dieser Leib höchst >unbeständig<“ (91). Er überschreitet Grenzen, er ist „transpositional“, etwa bei der Verklärung und beim letzten Abendmahl. Jesu Leib ist paradigmatisch für unseren Leib. „In ihm erhalten alle anderen Leiber ihren Ort und ihre Bedeutung. Wir sind alle durchlässig, transkorporeal, transpositional“ (93).

Besonders schwierig wird es für Menschen, die von „Intersektionalität“ betroffen sind, also von Diskriminierung gleich in mehreren Bereichen, wo sich mehrfache Ausgrenzungen und Identitäten überkreuzen. Etwa dann, wenn zum Rassismus in queeren Communities die Queer-Phobie vieler Communities of Colour tritt. Der Autor führt hier Patrick Cheng mit seiner „Rainbow Theology“ an, der der ruach, der Geistkraft G*tt es nachgeht. „Kurz gesagt: Der Regenbogen existiert – wie LGBTIQ People of Colour – im Spannungsfeld zwischen Herkunft, Sexualität und Geist“ (104). Cheng wendet sich gegen jede Form „monochromer“ Theologien, die jeweils nur auf *eine* Diskriminierungsform zielen und blind sind für das Zusammenspiel verschiedener Machtverhältnisse. Er sieht in der Trinität das theologische Urbild von Gemeinschaft in heterotoper Vielfalt. „Gott erfährt die Vielheit im tiefsten Innern seiner selbst“ (107). Herangezogen werden könnte der Begriff der „Perichorese“, der ursprünglich einen Tanz bedeutet. G*tt als tänzerische Gemeinschaft, in der sich der eine mit dem anderen verbindet, dass beide jeweils *anders* bleiben können. Nicht Vereinnahmung also, sondern respektvolle, lebendige Beziehung – auch zu dem, was *nicht* auf Begriffe christlicher Theologie zu bringen ist!“ (112). Um es mit Magdalene L. Frettlöh auf den Punkt zu bringen: „Gott ist anders als anders als anders“ (113).

Im Kapitel „Queere Kirche“ stellt der Autor Ellen Radtke vor, die mit ihrer Partnerin als lesbisches Pastorenehepaar einen Youtube-Kanal betreibt und damit zur Sichtbarkeit von queeren Menschen beiträgt. Er beschreibt den Ansatz von Elizabeth Stuart, die meint, dass Kirche die einzige Gemeinschaft ist, die unter dem Anspruch stehe, queer zu sein. Dies deshalb, da Christ*innen durch die Taufe zu einer Welt gehören, „in der alle Grenzen der Geschlechter überwunden und alle Sehnsüchte in G*tt erfüllt sind“ (120). Geschlechterdualitäten seien in Gottes Augen nicht entscheidend und wer sich so verhalte, als seien sie es, mache sich der schweren Sünde des Götzendienstes schuldig. Stuart spricht von einer „Auslöschung“ menschlicher Sexualität und Geschlechtlichkeit, die

in der Eucharistie schon vorweggenommen und in der erlösten Welt vollendet werde (vgl. 142). Andreas Krebs kritisiert an ihrer Theologie und der Reduktion auf eine Tauf-Identität, dass Stuart die christliche Liturgie und Überlieferung als einzigen Raum sehe, in dem queere Anliegen eine wirkliche Erfüllung finden können. Viele queere Menschen finden die Befreiung aber gerade nicht *im* Christentum, sondern mussten sich *vom* Christentum befreien. Da die Kirchen eine Schuldgeschichte mit sich tragen, sollten sie queeren Menschen weniger etwas „bieten“ wollen, sondern von ihnen „lernen“ (133). Virginia Ramey Mollenkott (1932 – 2020) nennt 7 Lektionen, die Kirche von queeren Menschen lernen sollte: Erstens die vielschichtigen Texte der Bibel als queer- und transbejahend zu entdecken. Zweitens Geschlechter-Stereotype in Frage zu stellen, die cis Frauen und cis Männer von ihren Körpern entfremden. Drittens die Diversität der G*tt*es-Rede zum Ausdruck bringen. Viertens ihre besondere Nähe zur Spiritualität einbringen. Fünftens für Geschlechtergerechtigkeit sorgen. Sechstens eine verbreitete >religiöse Gewissheitssucht< zu verunsichern und zu überwinden und siebentens die Idee zu verkörpern, dass alle Menschen aller Herkünfte >von einem Blut< sind (vgl. 133-134).

Abschließend verweist der Autor auf Menschen, die eine „Transition“, also eine Angleichung ihres Körpers an ihr wirkliches Geschlecht vornehmen lassen. Wenn es bei Paulus im Galaterbrief in Anlehnung an Gen 1,27 heißt, dass es nicht mehr „männlich noch weiblich“ gibt, dann bedeutet dies, dass die Schöpfung von Anfang an Erlösung braucht. „Alles Bisherige befindet G*tt für gut, aber perfekt ist es noch nicht“ (139). „Eine vollkommene Schöpfung ist uns bislang nur *verheißen*“ (141). Welchen Leib werden wir einmal als Auferstandene haben? Die evangelische Theologin Ruth Heß antwortet darauf: Wir dürfen eine >*eschatische Pluralität der Geschlechtsleiber*> erwarten, in der G*tt „die Auferweckten – entfesselt von den Grenzen einer (dualisierenden) Geschlechtermatrix – [...] in der ihnen je angemessenen Individualität in Erscheinung treten lässt“ (146). Es gilt somit für jeden Menschen, dass Auferweckung eine Transition in den je besonderen, allein für die jeweilige Person bestimmten, ganz und gar eigenartigen Körper“ ist. Andreas Krebs beendet seine Darstellung mit dem Wort aus dem ersten Johannesbrief: „Noch ist nicht erschienen, was wir sein werden (1 Joh 3,2)“ (147).

Anhand der zitierten Autorinnen und Autoren ist festzustellen, dass sich die queer-theologischen Diskurse vor allem im angelsächsischen Sprachraum

entwickelt haben. Da sie im wahrsten Sinne des Wortes quer zu den gängigen klassischen theologischen Denkströmungen stehen, ist es nicht leicht, ihnen in den doch vergleichsweise kurzen und komprimierten Darstellungen des Autors zu folgen und sie nachzuvollziehen. Die Dekonstruktion theologischer Bilder und Denkmuster braucht angesichts eines je persönlichen Glaubens eigener Prägung zunächst ein Sich-darauf-Einlassen, verbunden mit einem Durchdenken und Durchfühlen des Aufgebrochenen, um dann die Konstruktion des Neuen vornehmen zu können. Ich vermute, dass für Leserinnen und Leser, die sich bislang überhaupt noch nicht mit der Thematik beschäftigt haben, das Buch eine Überforderung darstellen könnte. Für alle queeren Menschen, die noch mit der Kirche ringen und mit einem adäquaten Zugang zum Glauben, stellt es eine Ermutigung dar. Alle Theologietreibenden und Verkündenden sind durch die queeren Theologien herausgefordert, ihre Rede von Gott auf den Prüfstand zu stellen, Einseitigkeiten aufzubrechen und Gott neu und weiter zu denken. Das Werk von Andreas Krebs bietet dazu reichlich Impulse.

Zum Autor

Andreas Krebs, geboren 1976, Dr. phil., Inhaber des Lehrstuhls für Alt-Katholische und Ökumenische Theologie sowie Direktor des Alt-Katholischen Seminars der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn.

Andreas Krebs, Gott *queer* gedacht. 150 S., Echter Verlag, 2. Auflage Würzburg 2023.

Ergänzender Literaturhinweis:

Saskia Wendel, Gigantische Projektionsfläche. Der Leib Christi aus gendertheoretischer Perspektive, in: Herder-Korrespondenz 11/2023, 46-48

Buchbesprechung

Von der Zärtlichkeit Gottes

Dinko Aracic

In der Reihe „Franziskanische Akzente“ beim Echter Verlag hat Br. Stefan Federbusch das Buch über die Zärtlichkeit Gottes mit dem Untertitel „Theologie der Berührung“ veröffentlicht. Anlass dafür war für ihn die Corona-Pandemie und der Missbrauch in der katholischen Kirche. Bei der ersten war jeder Kontakt oder jede Berührung verboten und bei dem zweiten ist es zu unerlaubten und straffälligen Kontakten und Berührungen gekommen.

Das in fünf Kapitel unterteilte Buch behandelt das Thema Berührung unter der anthropologischen, biblischen, franziskanischen, sakramentalen und pastoralen Perspektive. Im einleitenden Teil (9-13) stellt der Autor fest, dass wir täglich leiblich, geistig und seelisch von Menschen, Dingen und Ereignissen berührt werden. Eine wohlwollende Berührung trägt zur Entwicklung unseres Menschseins bei, sie ist eine Kostbarkeit des Lebens und ist für den Glauben und die Spiritualität des Individuums bedeutend. Die Berührung ist ein emotionaler Vorgang, die Gefühle und Wirkung verursachen und, wenn sie ausfällt, können negative Konsequenzen eintreten.

Im ersten Kapitel (15-33) hat der Autor das Thema Berührung in einer anthropologischen Hinsicht ausgelegt. Der Mensch ist Körper, Geist und Seele und hat leibliche und spirituelle Bedürfnisse. Der Geist sucht Gemeinschaft mit anderen. Bei der Berührung spielt die menschliche Haut eine große Rolle („Wer Haut berührt, streichelt die Seele“, J. Rutsch). Als äußere Hülle des Körpers zeigt sie Nähe oder Abstand und ein Gefühl von Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit.

„Berührungen sind somit existenziell wichtig für die Persönlichkeitsentwicklung. Bei Körperkontakt produziert der Körper das Hormon Oxytocin, das

sehr spezifisch mit sozialen Reizen verknüpft ist und deshalb im zwischenmenschlichen Bereich eine wichtige Rolle spielt.“ (24) Dieses Hormon schafft Vertrauen, stärkt das Immunsystem, nimmt Ängste, lindert Schmerzen, baut Verspannungen ab und führt zu friedlichen Lösungen von Konflikten.

Ohne Berührung verkümmert die Seele und stirbt das Herz. „Berührungen machen einen wesentlichen Teil unseres Menschseins aus. Sie sind für die Entwicklung unserer Person und Persönlichkeit unabdingbar. Insbesondere als Kind bedürfen wir der Berührung, um Bindungsfähigkeit zu entwickeln. Auch für Erwachsene sind Berührungen Ausdruck ihrer Beziehung zu anderen.“ ... Die positive Qualität der Berührung wurde in der jüngeren Vergangenheit insbesondere durch zwei Aspekte in Frage gestellt: durch die Corona-Pandemie und durch den Missbrauchsskandal nicht nur, aber insbesondere in der katholischen Kirche“ (28).

Im zweiten Kapitel (35-64) hat der Autor das Thema Berührung in biblischer Hinsicht erörtert. Anhand von Beispielen aus dem Alten und Neuen Testament hat er Gottes Zärtlichkeit, seine Berührung und Barmherzigkeit dargestellt. Die Bibel ist Gottes Liebesbrief (35). Im ersten Bund ist Gott unzugänglich, fern und unerreichbar und doch nah, weil er den Lebensatem dem Menschen eingehaucht hat (Genesis 2,7). In dem neuen Bund kann man ihn treffen und berühren. In Jesus lässt sich Gott berühren. Nach der Menschwerdung wurde Gott greifbar (49), und Weihnachten ist ein Fest der Zärtlichkeit Gottes. In Jesus sind Gottes heilbringende Nähe und seine Zärtlichkeit gegenwärtig, aus denen die Kraft entspringt, die berührt und heilt. Dies wird in besonderer Weise durch die Heilwirkungen Jesu bewiesen, denn er hat auch durch Berührung gehandelt und geheilt.

Im dritten Kapitel (65-72) unter den Titel „Nackt dem nackten Christus folgend“ wird das Thema Berührung aus der franziskanischen Perspektive behandelt. Für Franziskus von Assisi hat alles mit einer Berührung, d.h. mit dem Kuss des Aussätzigen, zu tun. Franziskus wollte nackt dem nackten Christus folgen, ohne Macht und Ehre, ohne Hab und Gut, und allein auf der Ohnmacht Gottes zu bauen. Franziskus war berührt von dem nackten Sohn Gottes, wie er ihn im Evangelium trifft, nicht so sehr von dem abstrakten Christus in kirchlich-dogmatischer Umhüllung (70). Bei Franziskus ist das Motiv der Nacktheit, besonders zum Zeitpunkt seines Todes, zum Ausdruck gekommen, als er auf einem nackten Boden lag: nackt dem nackten Christus folgend.

Im vierten Kapitel (73-80) hat der Autor die sakramentale Perspektive der Berührung bearbeitet. Als Gläubige werden wir sieben Mal durch die Sakramente berührt, die Zeichen von Gottes Nähe, seiner Zärtlichkeit und Liebe sind, und mit einer Berührung vollzogen werden. „Die Handauflegung steht für die Sendung des Heiligen Geistes und die Bitte ein geistbegabter Mensch zu sein“ (73). Sie geschieht bei der Taufe, bei der Firmung und bei der Priesterweihe. Die Salbung als Berührung erfolgt bei der Taufe, bei der Firmung, bei der Priesterweihe und bei der Krankensalbung. Die Sakramente sind Beziehungsgesten, einfach vom Aussehen, aber aufgrund der Berührung sind sie auch wirksame Zeichen der Menschlichkeit Gottes. Sie offenbaren die Art und Weise, wie Gott sich manifestiert, indem er die Verbindung mit dem Menschen sucht, um sich ihm zu geben, und Gott schenkt sich, indem er unser Leben mit Worten und Handlungen berührt.

Im fünften Kapitel (81-92) hat der Autor einige Aspekte der Theologie der Berührung vorgestellt. Soweit bekannt, gibt es bisher keine ausgearbeitete Theologie der Zärtlichkeit. Br. Stefan gibt zu, dass es nicht möglich ist, die aufwändige Berührungstheologie an einem Ort zu präsentieren, und führt verschiedene Aspekte auf, die seiner Meinung nach eine Berührtheologie aufbauen könnten. Dabei erzählt er die Episode von zwei Freunden, die in einem Juwelierladen über einen matten und farblosen Stein staunten. Der Juwelier erklärte ihnen, dass es sich um einen Opal handelt. Er brauche mit einer warmen Hand berührt zu werden, um die ganze Pracht des Edelsteins zu zeigen. Opal ist ein großartiges Symbol für die Güte und Zärtlichkeit. Jeder Mensch braucht die Berührung einer warmen Hand, ein schönes Wort, eine kleine Zärtlichkeit, eine wohlwollende Geste, einen mitfühlenden Blick, um aufzustrahlen (81).

Unser Autor ist der Ansicht, dass die Berührungstheologie die positive Dimension der Berührung aus einer anthropologischen Perspektive hervorheben sollte. Die Berührung spielt eine Schlüsselrolle bei der Entwicklung eines Kindes, und eine positive Berührungserfahrung sorgt für die gesunde Entwicklung zu einer stabilen Persönlichkeit. Wo diese Erfahrung fehlt, kann entstandenes Defizit nur in begrenztem Umfang behoben werden (82).

Darüber hinaus sollte die Theologie der Berührung nicht nur über Gottes Zärtlichkeit und Nähe, sondern auch über seine Entfernung sprechen. Trotz der biblischen Verheißungen und der Beispiele seiner Gegenwart und Nähe

bleibt Gott oft verborgen. Die Berührungstheologie wird die Nähe und Zärtlichkeit Gottes und gleichzeitig die Unbegreiflichkeit Gottes, seine Entzogenheit, bekannt machen, die viele große Mystiker erlebt haben. Gott zeigt sich oft in der Dunkelheit der Gottesfinsternis, in der seine berührende Gegenwart nicht mehr spürbar ist (88). Die Theologie der Berührung soll die Tatsache menschlicher Fragilität und Verletzlichkeit berücksichtigen, da es kein Leben ohne Brüche und Schuld, ohne Enttäuschung und Verlust gibt. Die heilende Seelsorge soll eine wichtige Aufgabe der Kirche werden.

Auf den ersten Blick könnte es so aussehen, als würde der Autor ein unbekanntes und unerforschtes Terrain betreten. Aber wenn man seine schriftlichen Arbeiten im Sinn hat, wird klar, dass er sehr gut weiß, wovon er spricht. Br. Stefan (56) ist ein Schriftsteller und Publizist mit zahlreichen Beiträgen zur franziskanischen Spiritualität und zu Themen wie Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Er ist ein angesehener Seminarleiter für Mitglieder der franziskanischen Familie und Freunde des franziskanischen Charismas, Redaktionsleiter von den Zeitschriften *Franziskaner* und *Tauwetter*, fleißiger Rezensent von Werken mit franziskanischen Themen und Vikar der deutschen Franziskanerprovinz. Für ihn ist der Begriff „Franziskaner“ immer mit dem Evangelium und damit mit der Handlung Jesu verbunden.

Mit seinem Buch hat Br. Stefan die Heilkraft der Berührung und die Zärtlichkeit Gottes besprochen und auf die Möglichkeit ihrer Anwendung in der heilenden Seelsorge hingewiesen. Nicht nur Gottes Berührung und Zärtlichkeit, sondern auch die menschliche Berührung und Zärtlichkeit besitzen Heilkraft. Das sanfte Berühren von Gott heilt und stärkt, hebt und ermutigt, wodurch man seine Nähe und Gegenwart, Liebe und Güte spüren kann. Etwas von dieser Zärtlichkeit Gottes zuzulassen, sie greifbar zu machen, ist die Aufgabe von jedem, der nach dem Evangelium leben will. Dessen bewusst, sollte man mehr Vertrauen in die Kraft der Berührung haben, sich wagen zu berühren, wenn das für andere gut ist, oder uns berühren zu lassen, wenn wir in Not sind. Wenn es stimmt, was das berühmte Gebet sagt, dass Gott keine anderen Hände als unsere hat, dann haben unsere Berührungen eine besondere Bedeutung und Verantwortung. Wir müssen uns bewusst sein, dass jede Berührung nicht nur den Körper, sondern auch die Seele und damit die Person in ihrem Wesen berührt (92).

In Gesprächen und Begegnungen mit anderen kann man erleben, wie viel Berühren zu einer Quelle spiritueller Stärke werden kann, die Gottes Botschaft zutiefst ernst nimmt. „Wir sind alle Engel mit einem Flügel. Um fliegen zu können, müssen wir uns umarmen.“ Dieser Gedanke von Luciano de Crescenzo (Così parlò Bellavista – So sprach Bellavista) klärt unser menschliches Bedürfnis, dass wir einander brauchen, um uns gegenseitig zu helfen, um Menschen zu sein (83).

Bei der Darstellung seines Themas ist Br. Stefan der logischen Ordnung gefolgt, beginnend mit anthropologischer, biblischer und franziskanischer Theologie, um über die Liturgie auf die Möglichkeit und Notwendigkeit der Berührungstheologie und ihrer Anwendung im pastoralen Dienst hinzuweisen. Mit der Theologie der Berührung könnte sich die Kirche gegenüber der heutigen Welt als Sakrament der Zärtlichkeit Gottes, eines Gottes der Güte und der Gnade, nicht der Bestrafung und der Angst vorstellen.

In der heutigen Welt wird die Zärtlichkeit nicht besonders geschätzt. Die Spannungen zwischen den Menschen nehmen zu und der Ton wird immer rauer. Von vielen wird die Zärtlichkeit als eine schlechte Eigenschaft geachtet. Selbst in den kirchlichen Kreisen hat das Thema Zärtlichkeit und die Rede von Gottes Zärtlichkeit lange Zeit in der Verkündigung keinen Platz eingenommen.

Unsere Zeit braucht mehr Zärtlichkeit. Dies ist eine Botschaft, die Papst Franziskus in seinen Reden über Gottes Zärtlichkeit oft wiederholt. Seiner Meinung nach ist Zärtlichkeit in erster Linie eine göttliche Eigenschaft, die sich in Jesus von Nazareth erwiesen hat. Die Theologie der Zärtlichkeit ist es, über Schönheit nachzudenken, sie ist das Bewusstsein, dass Gott uns liebt und dass wir andere in seinem Namen lieben können. Die ganze Kirche ist aufgefordert, über die Zärtlichkeit Christi nachzudenken, um ihre eigene Zärtlichkeit auszudrücken, die sich in umfassender Betreuung der Bedürftigen manifestiert. Ohne das Evangelium der Zärtlichkeit kann man nicht vollständig auf das Evangelium der Liebe reagieren, die Jesus uns anvertraut hat.

Stefan Federbusch, Von der Zärtlichkeit Gottes. Eine Theologie der Berührung,
104 S., Echter Verlag, Würzburg, 2022.

www.tauwetter.franziskaner.de